

Neue Schweizer Lyrik

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1917)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hoffnung und Verzweiflung in jedem Schritt. Immer schwerer wurde das Gehen. Ein letzter Schritt, da war er oben und fiel auf seine Knie, und Tränen liefen über sein Antlitz.

In der Ferne glänzte breit und mächtig der Fluß. Seine Ufer waren grün und voll Morgenduft, in großen Bogen strömte er durch das Land und verlor sich im weiten Horizont.

Der da kniete, weinte, ohne daß er es wußte, und fing an zu singen, alte Lieder von seinem Bruder, aus der Zeit, als sie noch kleine Buben waren, und nahm die Taube aus seinem Rock und küßte sie und gab ihr zu fressen, soviel sie wollte, und Wasser, soviel sie wollte, und riß einen Streifen von seinem Hemd und schrieb darauf: „O Bruder, am Abend bin ich dort, wo keine Not mehr ist!“ und band es fest an ihrem Fuß und ließ sie fliegen. Die Taube stieg senkrecht in die Luft und bog dann rasch nach Osten und war verschwunden.

Nun war er zum ersten Mal allein auf dem einsamen Berg; bis jetzt hatte er nicht daran gedacht, weil er das Herz der kleinen Taube immer bei sich klopfen fühlte. Fast hatte er Angst, das Wunder des schönen Flusses möchte wieder vor ihm zergehen; aber dann legte er alle seine Vorräte vor sich auf den Boden und lachte, weil es so wenig waren, und fing an zu essen und überlegte sich den Weg von einem Hügel zum andern, wie er es von oben so gut überschauen konnte. Es schoben sich noch viele Hügelwellen dazwischen, eine immer nur um einen feinen Ton blauer als die andere. Er sah, ein guter Tagesmarsch war noch zu machen. So tat er das letzte Stück Brot in seinen Sack und schaute noch einmal auf das silberne Band in der Ferne und lief dann rasch den Berg hinunter.

Am Mittag hatte er mehr als die Hälfte der Hügelketten überschritten; aber den Fluß konnte er nicht sehen, denn es waren noch viele vor ihm und hemmten den Blick. Das Land war nichts als Wüste:

Steine, Steine und gelber Sand, auch kein grüner Halm stand mehr dazwischen.

Die Sonne sank immer tiefer, eine Ungeduld erfaßte ihn und jagte ihn jedesmal wieder die nächste Welle hinauf. Aber enttäuscht sah er oben nur dasselbe Bild wie schon den ganzen Tag, nur mit immer längeren Schatten. Es wurde Abend und dunkel, und die Sterne kamen zahllos und schienen auf die bleichen Steine und auf den Menschen, der immerzu ging, in derselben Richtung.

War es eine Luftspiegelung gewesen?

Sein Wasser war schon lang zu Ende, und er sank um vor Müdigkeit. Aber er konnte nicht mehr schlafen.

War es dem armen Bruder gegangen wie ihm?

Er hatte keine Hoffnung mehr; jedoch am Morgen raffte er sich wieder auf, der Durst quälte ihn furchtbar. Aber er fiel wieder hin vor Schwäche und rißte sich am Arm. Gierig trank er sein eigenes Blut, doch es stillte ihn nicht. Er dachte an den Tod, der bald ihn zu erlösen käme.

Aber vielleicht war der Fluß schon hinter dem nächsten Bergrücken. Er schleppte sich hinauf, die Hoffnung gab ihm noch einmal Kraft. Oben brannte die Mittags-sonne unbarmherzig in die tote Wüste. Da brach er zusammen...

Nach vielen Stunden hörte er ein Flügelrauschen über sich. Eine Taube sank auf ihn herab und blieb ermattet liegen mit ausgebreiteten Flügeln. Ihr Kopf lag auf der Seite, die Augen waren geschlossen. Noch klopfte ihr Herz furchtbar stark und schnell, dann hörte es plötzlich auf. Er löste mit zitternden Händen das Band von ihrem Fuß und las: „Du solltest bei mir sein, Bruder, und mir schauen helfen all das Wasser und die Bäume und die Früchte und die Wiesen mit den Gazellen.“

Es klapperten ihm die Zähne zusammen vor Fieber. Er preßte das Gesicht und die Hände in den heißen Sand.

Als die Sonne unterging, war er tot.

Neue Schweizer Lyrik.

Die heimtliche Liederernte des vergangenen Jahres ist keine allzu reichliche gewesen; immerhin hat sie uns ein

paar Klänge von beachtenswerter Tonart, ein paar neue Namen, die man sich wohl merken darf, gebracht. Da ist vor

allem die poetische Erstlingsgabe eines jungen Berner Dichters lesens- und liebenswert, ein schlichtes, äußerlich anspruchslos auftretendes Liederbüchlein, innerlich reich an dichterischen Schönheiten und seelischem Gehalt. Emil Schibli heißt der jugendliche Sänger, dessen Versband „Die erste Ernte“ *) eine in aller gemütvollen Einfachheit und Innigkeit seiner Weisen hochehrwürdige und vielversprechende Spende darstellt. Denn wenn der Schöpfer der vorliegenden Dichtungen auf einer Alp im Jura einmal die prächtigen Verse erklingen läßt:

„Trinkt, Augen, Mattengrün und Firneschein,
Trinkt bis zum Rausch! Hier braucht ihr nicht
zu zagen!

Trinkt! Wenn ich durstig bin in armen Tagen,
Sollt ihr der Seele volle Becher sein!“

dann erkennen wir wahrlich in deren goldigem Wohlklang deutlich genug, daß wir es mit einem echten Poeten und dazu noch mit einem ursprünglich begabten Heimatkünstler zu tun haben. Das tiefe vaterländische Empfinden Schiblis äußert sich kraftvoll in den Schlusstrophen seines begeisterten Liedes „An das Vaterland“. Zeichnet sich auch das künstlerische Gestaltungsvermögen unseres neuen Lyrikers bisher noch nicht durch einen großen Reichtum oder besonders ausgesprochene Eigenart aus, so begrüßen wir doch in zahlreichen Gedichten mit Freude eine zarte und innige Vertrautheit mit dem Naturleben, die ihm eine Fülle reizvoller Anregungen und kostbarer Motive beschert. Wolken und Winde, Wiesen und Wälder, Firnelicht und Wellenschlag sind die Stimmungsgefährten seiner Gefühlswelt, und aus ihren intimen Stimmen vernimmt er den leisen Widerhall, den pochenden Pulsschlag des eigenen, froh oder bang bewegten Herzens. So erstehen dem Dichter Stimmungsbilder von feinstem persönlichem Gepräge, wie etwa die Lieder

„Märznacht“, „Sommernacht“, „Bagen-tenrast“ und „Stiller Tag“. Überall in diesen und andern poetischen Offenbarungen und Selbstbekenntnissen Schiblis hört man deutlich vernehmbar in intimer Zwiesprache mit Natur und Leben „die Brunnen seiner Sehnsucht rauschen“, die ihm das Herz mit „trunkener Andacht“ füllen, und so wird uns sein Dichtermund auch künftig noch manches zu singen und zu sagen haben, was den Schächten seines tiefen, innigen Seelenlebens entspringt. Möge er uns auch in seiner weiteren Entwicklung nur Klänge bescheren, denen man in freudiger Zustimmung willig lauscht.

Die Klettgauer Musenfreundin Berta Hallauer, deren Liederband „Späte Rosen“ im letzten Jahrgang der „Schweiz“ (S. 353) gewürdigt worden ist, hat sich mit einem neuen Büchlein „Sonnenuntergang“ *) eingestellt, in dem sich zarte und innige Weisen finden, die dem Gedenken an einen teuern Verstorbenen und der künstlerischen Trauerfeier eines liebenden Frauenherzens ihre Entstehung verdanken. Aber auch weitere seelische Erlebnisse, solche der gegenwärtigen Kriegszeit und ihrer uns allezeit mit eindringlichster Lebendigkeit vor Augen gestellten Leiden, Gefahren und Schmerzen, haben ihre Schatten in das Gedichtes geworfen und in empfindsamer Darstellung eine poetische Verklärung erfahren. Die Skala, über die Berta Hallauers Empfinden und Gestalten verfügt, ist keine allzu umfangreiche, und ihr ebenmäßiges Lautenspiel reicht nicht an die letzten Höhen oder Tiefen der Lebensprobleme heran; aber was sie in ihren gemütvollen Gesängen in menschlich wohlthuender Teilnahme an den Geschicken der Allgemeinheit oder von eigenen, persönlichsten Dingen auszusprechen weiß, das sichert sich gerade durch seine ungekünstelte Schlichtheit eine überzeugende und gefällige Wirkung.

*) Gedichte. Bern, Verlag A. Francke, 1916.

*) Zürich, Art. Institut Drell Fühl, 1916.
(Fortsetzung folgt).

Frühlingsstunde

Du braunes Immelein, Kleines,
Im bunten Wiesenmeer:
Heut mait es, da fährt keines
Der Blumenschiffchen leer.

Sie führen goldne Gaben
Und wimpeln weit und breit:
Wer dürstet, soll sich laben —
Nun ist die schöne Zeit!

Max Seilinger, Zürich.